



MARCHIVUM

MANNHEIMS ARCHIV
HAUS DER STADTGESCHICHTE
UND ERINNERUNG



MARCHIVUM Druckschriften digital

Hakenkreuzbanner. 1931-1945 14 (1944)

294 (11.11.1944) Zweite Ausgabe

[urn:nbn:de:bsz:mh40-312401](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:mh40-312401)



HAKENKREUZBANNER

Verlag: Hakenkreuzbanner Verlag und Druckerei GmbH, Mannheim, R. 1, 14. - Anzeigen und Vertrieb: Mannheim, R. 1, 4-6 Fernsprech-Sammelnr. 44 168 - Verlagsdirektor: Dr. Walter Mehl (i. Z. i. Feld) Stellv.: Emil Leub. Erziehungswesen: sechs mal wöchentlich. - Druck: Mannheimer Großdruckerei GmbH. Bezugspreis: Durch Träger frei Haus 2,- RM, durch die Post 1,70 RM zuzüglich Bestellschein. - Z. Z. ist Anzeigenpreisliste Nr. 34 gültig. Hauptvertriebsstellen: Fritz Kaiser, Stellvert.: Dr. Alois Winbauer, Berliner Schriftleitung SW 68, Charlottenstraße 62.

Neue Mannheimer Zeitung
AUF KRIEGSDAUER MIT DEM „HB“ ZUSAMMENGELEGT

Gewaltige Artillerieschlacht tobt in Lothringen / Die Panzerarmeen marschieren zur entscheidenden Schlacht auf Belde Seiten werfen fortgesetzt Verstärkungen in den Kampf

(Von uns, Berliner Mitarbeiter)

G. z. Berlin, 11. Nov.

Am dritten Tag der Schlacht in Lothringen hat sich der Kampf seit den frühen Morgenstunden zu außerordentlicher Heftigkeit gesteigert. Als die Nacht zum Samstag hereinbrach, erlitt die Erde unter dem hundertfachen Donner unzähliger schwerer Geschütze. Zum erstenmal sind am Freitag auch deutsche und amerikanische Panzerkräfte aufeinandergestoßen. Aber es handelt sich erst um die Gefechtsberührung der Spitzen, die Hauptkräfte sind noch nicht aufeinandergeprallt, so daß die Panzerschlacht noch bevorsteht, wenn sie nicht bereits entbrannt sein sollte. In dem Augenblick, in dem der Leser diese Zeilen in seine Hand bekommt,

bisher ihren Höhepunkt zweifellos noch nicht erreicht hat.

Nördlich Deime und Salzburgen trümmelten seit der ersten Stunde der Offensive die Amerikaner aus vielen hundert Metern auf die deutschen Stellungen. Dann wurde hier auch die 4. Panzerdivision mit Stoßrichtung Nordost angesetzt. Allerdings sah sie sich bald gezwungen, ihre Hauptfront nach Osten zu wenden, da wir zur selben Zeit einen starken Gegenangriff in die Flanke der Amerikaner durchführten. Dabei wurden mehrere Orte von uns zurückerobert und dem Feind erhebliche Verluste beigebracht. Bei der Rückgewinnung des Dorfes Viviers vernichteten Grenadiere mit der Panzerfaust vier Sherman-Panzer und vier gepanzerte Schützenwagen. Zusammengefaßtes deutsches Artilleriefeuer zer-

schlug Mittwoch Stellungen der Amerikaner und fügte ihnen schweren Schaden zu. Nahkämpfe tobten im Wald von Salzburgen und im Wald von La Roche.

Am Nordflügel der Schlacht, also nördlich Metz, sind die Amerikaner nicht weitergekommen. Die heftigen Kämpfe um die Brückköpfe am Südober der Mosel gehen weiter. Südlich Diedenhofen brachte ein deutscher Gegenangriff einer größeren übergesetzten Kampfgruppe der Amerikaner eine blutige Schlappe bei. Ein Gegenangriff gegen den Brückenkopf von Malling zwang die Amerikaner zur wilden Flucht unter Zurücklassung zahlreicher Waffen. Im Mittelteil dieser langgestreckten Kampffront, also vor Metz, greifen die Amerikaner nicht an, da sie nach den Erfahrungen der vorausgegangenen Wochen einen Frontalangriff wohl für aussichtslos halten und deshalb anscheinend an beiden Flügeln den Durchbruch versuchen, in der Hoffnung, so Metz umfassen zu können. Der Durchbruch ist ihnen aber auch am dritten Offensivtag nicht gelungen.

An allen anderen Teilen der Westfront ist die Kampfaktivität nur von geringer örtlicher Art. Auch in den Vogesen, wo Schnee und Sturm den Winter eingeleitet haben, ist die Kampfaktivität weiter abgeflaut.

Bei Diedenhofen die Amerikaner zurückgeworfen

An der übrigen Lothringer Front wechselvolle und erbitterte Kämpfe / Sowjetangriffe am Dukla-Paß abgewiesen / Auflebende Kampfaktivität in Ostpreußen / Fortsetzung der Terrorangriffe

Aus dem Führerhauptquartier, 11. Nov. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

An der lothringischen Grenze versucht der Feind mit zwei starken Angriffskolonnen, Metz von Norden und Süden zu umfassen und aus unserer Front herauszubrechen. Der Schwerpunkt der Kämpfe liegt hierbei zwischen Seille und dem Rhein-Marne-Kanal.

Südlich Diedenhofen wurden die Nordamerikaner wieder über die Mosel geworfen und das rechte Ufer vom Feind gesäubert. Flutartig schlossen Volksgrenadiere den feindlichen Brückenkopf nördlich Königsmachern ein und drängten den Gegner weiter auf die Mosel zurück.

Im Kampfabschnitt nördöstlich Deime wichen die amerikanischen Verbände vor den Gegenangriffen unserer Reserven. Im Raum von Chateau-Salins verstärkten sich die feindlichen Panzerkräfte weiter und konnten nach erbittertem Ringen über die Stadt hinaus Boden gewinnen. Sie verloren jedoch durch unsere erbitterte Abwehr 52 Panzer.

Das Feuer der Vergeltungswaffen auf London und Antwerpen wurde fortgesetzt.

Im Etruskischen Apennin machten unsere Truppen bei erfolgreichen Unternehmen zahlreiche Gefangene der 1., 46. und 78. englischen Infanteriedivision. Im Kampf-

raum südlich Forlì verschlugen sie einen Übersetzversuch britischer Verbände über den Rabbì und brachten Angriffe des Feindes am Westrand der Stadt zum Scheitern.

In Nordmazedonien und Serbien wurden unsere Marschbewegungen planmäßig fortgesetzt. Mehrere Bandengruppen wurden unter schweren feindlichen Verlusten zerschlagen.

In Ungarn schränkte regnerisches Wetter die Kämpfe ein. Vor Budapest verbesserten unsere Truppen ihre Stellungen im Angriff. Nördlich der mittleren Theiß wurden die angreifenden Bolschewisten abgewehrt und mehrere Einheitsstellen, die aus den Vorlägen verblieben waren, durch Gegenangriffe eingeengt.

Nach heftiger Feuertorbereitung erneuerten die Sowjets ihre Angriffe westlich des Lepkower- und des Dukla-Passes. Sie blieben im Feuer vor unseren Bergstellungen liegen.

Im ostpreussischen Grenzgebiet lebte die Gefechtsaktivität wieder auf. Auf-

klärungsvorstöße der Bolschewisten beiderseits der Kominter Heide scheiterten.

Anglo-amerikanische Tiefflieger und Terrorverbände griffen erneut Ortschaften und Personenzüge in Westdeutschland an. Durch Bordwaffenfeuer und Bomben erlitt die Zivilbevölkerung Verluste. Der Gegner verlor 21 Flugzeuge, in der Mehrzahl viermotorige Bomber.

Besonders haben sich ausgezeichnet:

Die in der Aegäis eingesetzten Verbände der Kriegsmarine haben seit dem Jahre 1941 trotz ständig zunehmender feindlicher Gegenmaßnahmen die Seeverteidigung der stark gegliederten griechischen Küste und die Versorgung der zahlreichen, weitverstreuten Inselstützpunkte sichergestellt. Die gleichen Einheiten schürten auch die Abwehrbewegung aus der Aegäis trotz starker feindlicher Angriffe auf See und aus der Luft und führten in aufopferndem Einsatz die Rücktransporte der Truppen und des Materials durch.

Churchill und Eden in Paris

Eine ausgedehnte Wunschliste des französischen Generals

Stockholm, 11. November.

Wie Reuters meldet, haben Churchill und Eden am Freitag in Begleitung einer Anzahl hoher Regierungsbeamter nach Paris.

Nach amerikanischen Meldungen wird de Gaulle bei Churchill, um seine Dankespflicht an Moskau, das den Weg für seine Anerkennung in Amerika und England freigemacht hat, abzustatten, verlangen, daß in das europäische „Sicherheitsystem“ auch die Sowjets eingeschlossen würden. De Gaulle verlangt also ein „dauerndes Bündnis mit Großbritannien, den Sowjets und Frankreich“ natürlich mit vollkommener Gleichberechtigung Frankreichs, wobei er außerdem große amerikanische und

britische Waffenlieferungen zur Ausrüstung Frankreichs fordert.

Bei dem Besuch Churchills und Edens in Paris werden auch noch andere Wünsche de Gaulles behandelt werden, die Syrien und den Libanon betreffen. Nach Pressemitteilungen aus Kairo wünscht de Gaulle endgültig die Frage zu klären, welcher Rang Frankreich und Großbritannien in der Levante zukünftig Großbritanniens wolle Frankreich das Recht zugestehen, in der Levante eine ähnliche Rolle zu spielen, wie Großbritannien im Irak. Aber Frankreichs Forderungen gehen weiter und so wird auch in dieser Frage Churchill allerlei Schwierigkeiten in Paris verfallen.

Auch wir geloben: „Niemals heimkehren ohne Schild!“

Der Gauleiter vor Frontoffizieren über die deutsche Sendung in diesem Weltkampf

Straßburg, 10. November.

Am Abend des historischen 9. November sprachen Gauleiter Robert Wagner und der Oberbefehlshaber einer an der Vogesenfront eingesetzten Armee vor Frontoffizieren über den Sinn und die Aussichten des gegenwärtigen Krieges. Der Gauleiter wies zu Beginn seiner Rede darauf hin, daß Liberalismus und Demokratie zunächst in ihren Grundrissen gesunde Reaktionen auf die geistige und seelische Vergewaltigung durch die mittelalterlichen Mächte gewesen sind. Ebenso haben sich Millionen Arbeiter aller Völker in gutem Glauben dem Marxismus angeschlossen, weil sie sich aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen fühlten. Erst durch das Judentum sind diese Ideen verfälscht und mißbraucht worden. In der hierdurch entstandenen Krise stehen wir heute. Es ist eine Krise, welche die ganze Welt ergreifen hat. Sie hat auch den gegenwärtigen Weltkrieg ausgelöst.

Diese Weltkrise zu überwinden und damit einen allseitigen Weltfrieden zu herbeiführen, ist die deutsche Mission der Gegenwart. Darum kann, so sagte der Gau-

leiter, jeder Deutsche nur ein politischer Deutscher sein, jeder Soldat nur ein politischer Soldat und erst recht jeder Offizier nur ein politischer Offizier. Was heute nicht einen festen Stand besitzt, muß im Werden einer neuen Welt zusammenbrechen. Man mag persönlich nur alten bürgerlichen Welt stehen wie man will; ihr Untergang ist gewiß. Der heutige Kampf gegen Demokratie und Bolschewismus entspricht dem innerpolitischen Kampf, den der Nationalsozialismus durchzuführen hat, und dessen Ausgang als Vorzeichen für die gegenwärtige Auseinandersetzung auf den Schlachtfeldern gewertet werden kann. Nur bei oberflächlicher Betrachtung das rein zahlenmäßige Kräfteverhältnis auch ebenso zweifelhaft erscheinen wie damals.

Was uns heute einen mächtigen Impuls verleiht, ist der Wille der Nation, endlich das Recht zu erhalten, das die anderen schon längst als selbstverständlich für sich in Anspruch genommen haben, das Recht auf ein Reich eigener Nation. Der Nationalsozialismus stellt die Verkörperung einer revolutionären geschichtsvollendenden Kraft

dar. Dem hat das feindliche Lager nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen. In der Person des Führers sehen wir die lebendige Verkörperung unserer Siegesgewißheit. Gerade in Krisenzeiten bewähren sich unbedingter Glaube und unerschütterliches Vertrauen. Dieses Vertrauen aber haben die Partei, die Wehrmacht und die ganze Nation. Auch die rein materiellen Faktoren rechtfertigen unsere Siegeszuversicht. Der Gauleiter verwies hier auf die im Gang befindliche völlige Umbewaffnung unserer Wehrmacht und den Zug um Zug erfolgenden Einsatz der neuen Geheimwaffen. Wir besitzen auch genug Soldaten, um den Krieg zu gewinnen. Wir besitzen vor allem die meisten schöpferischen Persönlichkeiten auf allen Gebieten. Es wird deshalb auch die Zeit kommen, in der wir dem Feind wieder aggressiv entgegenzutreten. Es kann nur darauf an, daß jeder Deutsche in diesem Kampf die unbedingte Standhaftigkeit beweise, die einmal den germanischen Kampfgeist geprägt habe. Wir wollen nach der Schlacht heimkehren, entweder mit dem Schild oder auf dem Schild, aber niemals ohne den Schild!

Der Schwur aus freien Herzen

Mannheim, 11. Nov.

Überall im weiten Deutschen Reich sind in den vergangenen Wochen die Bataillone des Volksturmes formiert worden. In einer Zahl, die jede Erwartung und Schätzung weit hinter sich läßt, sind die aufgerufenen Männer und Jünglinge dem Appell des Führers gefolgt. Das Führerkorps, in dessen Händen die Ausbildung des neuen Millionenheeres an der Seite der deutschen Wehrmacht liegen wird steht, ausgerichtet auf seine Aufgaben, schon in allen Gauen. Bei den Erfassungsmärschen der Mannschaften bot sich das Bild einer echten Volkserhebung. Da standen im Glied nebeneinander: der Tagelöhner und der Betriebsführer eines großen Industriewerkes; der Streckenwärtler und der Bürgermeister; der Regierungsrat und der Zeitungsverkäufer; der Kreisamtleiter der NSV und der Eisendreher; der Großkaufmann und der Landarbeiter; der Bauer und der Lehrer; der Postschaffner und der Handelskammerpräsident; der Handwerker und der Ingenieur; der sechszehnjährige Junge von der Oberschule und der weidwärtige Weltkriegssoldat von 1914-18; der „Ungehörige“ mittleren Jahrganges, zum ersten Male in Reih und Glied einer soldatischen Gemeinschaft neben dem Kriegsveteranen aus einem der Feldzüge von 1813-44; Alle mit den gleichen Rechten und Pflichten, so wie der Führer es befohlen hat.

Ansehen und Sonderrechte des Standes und des Berufes zählen hier genau so viel wie Titel, Vermögen und Konfession, nämlich nichts! In dieser Kampf- und Notgemeinschaft hat jeder nur eines zu sein: Soldat und Kamerad. Und befehlen soll nach dem Willen des Führers, wer selbst das beste Vorbild in den soldatischen Tugenden des Gehorsams, der Tapferkeit und der Standhaftigkeit geben kann und gleichzeitig über ein möglichst hohes Maß von Frontierfähigkeit und Vertrauen mit den Waffen und Kampfbedingungen des modernen Krieges verfügt. Wenn solche Befehlsgewalt nicht übertragen wird, der dient als einfacher Volksturmann im Glied, ohne Rücksicht auf einen früher erworbenen soldatischen Dienstgrad. Das Gesicht der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft nach dem Willen Adolf Hitlers ist auch darin unverkennbar.

Viele Männer des Deutschen Volksturmes werden in diesen Tagen auf die Fahne des Reiches vereidigt werden, die auch die Sturmphase der nationalsozialistischen Revolution ist. Eine große Zahl von ihnen hat einen Trauscheid auf Führer und Reich bei anderer Gelegenheit schon früher geschworen; der eine als Mitglied der Partei oder einer ihrer Gliederungen, der andere als Beamter, der dritte als Arbeitsmann oder Soldat. Sie werden als Männer des Volksturmes von neuem die Schwurhand heben gemeinsam mit den Kameraden, die in schwerer Notstunde des Volkes und Vaterlandes zum ersten Male den Eid der Treue und des unbedingten Gehorsams leisten werden.

Unter Gottes Zeugenschaft

Es ist ein Grundgesetz des Wesens deutscher Menschen, daß sie metaphysische Dinge sehr ernst und schwer nehmen. Das gilt in besonderem Maße für alles, was den Götterglauben berührt. Also auch für den Eid; denn er ist die Anrufung der Zeugenschaft Gottes. Wenn der deutsche Mann schwört, dann ist das für ihn nicht nur ein feierliches Versprechen und Bekenntnis, das jederzeit wieder zurückgenommen werden könnte, sondern eine bleibende Bindung des ganzen Menschen in Tun und Lassen, aus freiem Herzen und mit klarem Willen übernommen unter den Augen des Schöpfers aller Dinge. So unvergänglich wie die Feuertaufe, in der er seinen Eid zum ersten Male erhob, mußte, ist für jeden deutschen Soldaten ein Leben lang auch die feierliche Stunde, in der er mit erhobener Schwurhand sich selbst bedingungslos

dahingab an die heilige Sache des Vaterlandes.

Dieser Augenblick der inneren Wandlung des Zivilisten zum Soldaten greift gerade echten und unverblödeten Menschen tief ins Gemüt. Es braucht sich keiner einen Weichling scheuen, wenn er auch als reifer Mann die Worte des Fahnenredners nur mit gepreßter Stimme und trockener Kehle nachsprechen kann. Wer es erlebt hat, weiß, daß solcher Ergriffenheit nichts beigemischt ist von einer unmännlichen Furcht vor dem Tod auf dem Schlachtfeld. Was einen anständigen Kerl in solcher Stunde überwältigt, ist Ehrfurcht vor der Majestät des Gottesbefehls, der mächtig in der eigenen Brust aufsteht, um als heiliges Recht und harte Pflicht zu bestätigen, was Volk und Vaterland von jedem Einzelnen der schwappenden Gemeinschaft fordert.

Stunde der Wandlung

Diese Tiefenwirkung des Fahnenredes ist zwar nicht ganz unabhängig, aber sie wird auch nicht unächlich hervorgerufen von Sinneseindrücken eines äußeren Feiernahmens. Bei der Vereidigung der Männer des Deutschen Volksturmes werden im äußeren Bild der Schwurgesellschaft vielfach die einheitliche Kleidung, die Stahlhelme, die erstmals getragenen eigenen Waffen, die blinkenden Säbel saluttierender Offiziere und noch eine ganze Reihe anderer Dinge fehlen, die sich dem jungen Rotkruten als erstmalige Erlebnisindrücke bei der Vereidigungselite mit einzuräumen pflegen. Trotzdem wird jeder Volksturmann die Wandlung eines bunten und wilden Haufens von Zivilisten zu Soldaten spüren. Vor unseren Augen werden die Bilder verwüsteter deutscher Grenzörter und das Schicksal bestialisch geschändeter und hingemordeter deutscher Menschen in Ost und West stehen; Unabwendbare Zeugen für den Zwang unserer männlichen Wahl zwischen bedingungslosem Kampf und Untergang in Schande und Tod. Die waffenlosen Männer im Glied werden uns daran erinnern, wie sehr wir in unserer Tagesarbeit alle Kräfte angespannt müssen, um das schnell und reichlich in die Hände von Millionen Soldaten der Wehrmacht und des Deutschen Volksturmes zu bringen, was zur Stunde noch fehlt. Wenn mitten in die feierliche Vereidigung die Heulöne der Stienen und das Gellärm der Motoren und Bordwaffen feindlicher Flugzeuge einfallen, so kann uns auch dies nur daran mahnen, wieviel noch geschehen muß, um unseres Volkes Not und Gefahr entscheidend zu wenden.

Befehl und Auftrag des Führers an das bisher größte Aufgebot der Wehrkraft unseres Volkes sind klar: Keine Stunde kriegerischer Arbeit darf verkannt werden, und trotzdem muß jeder wehrfähige deutsche Mann an den wichtigsten Waffen des modernen Krieges soweit ausgebildet sein, daß Volksturmbataillone überall, wo dies örtlich notwendig wird, die Heimateide mit der Verbissenheit altherwählter Frontsoldaten verteidigen können. Der uneren kämpferischen Haltung des Mannes kommt dabei entscheidendes Gewicht zu. Sie läßt sich im Gegensatz zum Schießen mit MG und Panzerfaust weder einüben noch vorverlernen oder auswendig lernen. Sie muß zwar, worauf unser Gauleiter Robert Wagner mit besonderem Nachdruck immer wieder hingewiesen hat, vom Ausbildungs- und Führerkorps des Deutschen Volksturmes beispielhaft vorgelebt werden. Aber daß sie von Einzelnen dann auch wirklich nachgelebt wird, kann durch keine noch so strenge Zucht- und Strafordnung allein erzwingen werden. Dazu bedarf es gerade in einer Truppe, die sich vor ihrem Aufgebot zum Kampf immer nur für wenige Stunden zur soldatischen Gemeinschaft zusammenschließt, mehr als der Furcht vor harter Strafe für jede Zuchtlosigkeit. Der Zwang zur kämpferischen Haltung darf nicht von außen, er muß von innen kommen aus dem Geist der Freiwilligkeit und der fanatischen Überzeugung des guten Rechtes, das wir in einem Weltanschauungskrieg ohne Gnade zu verfechten haben. Das aber heißt: Die Männer des Deutschen Volksturmes müssen politische Soldaten, nicht nur Roboter in der Handhabung moderner Kriegswaffen sein. Auch sie und gerade sie müssen erörtern, was ein als Publizist sehr bekannter britischer Generalmajor dieser Tage mit offensichtlichem Mißbehagen über den Kampfgeist unserer Soldaten an der Westfront feststellt hat: „Sie sind Träger eines unüberwindlichen Glaubens. Mit unserer Überlegenheit an technischen Waffen können wir zwar die Menschen töten, nicht aber die Idee und den Geist, der sie bezieht.“

Das Vorbild

Der britische General sprach von der Ordnungsgedee der nationalsozialistischen Revolution, der die kapitalistische Reaktion nur eine geistige Bankrotterklärung und ihr jüdisch-bolschewistischer Partner nur abgestandene Phrasen einer proletarischen Weltrevolution des Chaos entgegenzusetzen haben. Der geschichtliche Sinnhaft des 9. November 1933 ist in diesen Tagen der Erhebung aller wehrfähigen Männer des Reiches Vorbild und Leitstern unseres ganzen Volkes. In den Männern, die damals den Marsch zur Feldherrnhalle angetreten haben, war der Geist der Freiwilligkeit und der bedingungslosen Treue zum Fahnenred der jetzt die Millionenmannschaft des Deut-

„Hier!“

Zum 9. November / Von F. W. Hymmen

Jeder von uns hat um einen lieben Angehörigen oder Kameraden zu trauern, und jeder von uns trachtet danach, die fürchterliche Trennung zu überwinden, die der Tod uns aufzuzwingen hat. Wir streben danach, dem Toten wieder zu begegnen, um wieder eine Gemeinsamkeit, eine Zwiesprache mit ihm zu gewinnen, seine lebendige Gegenwart. Vielen Trauernden ist diese beglückende Begegnung gelungen, und sie leben jetzt versöhnt und in inniger Verbundenheit mit ihren Toten, unter deren Augen - fragenden, aber auch strahlenden Augen - sie ihren Alltag unverändert wieder anpacken.

Wie auch Du diese Versöhnung gewinnen kannst!

In München fand vor dem Kriege, am 9. November ein Appell statt, bei dem jeder einzelne Name der sechzehn Gefallenen von 1923 ausgerufen wurde, und immer wenn ein Name erklingen war, scholl es aus den Reihen der angetretenen Mannschaften zurück über den Platz hin dies eine Wort: „Hier!“ Ja, hier standen sie, die Sechzehn der Feldherrnhalle, lebendig und bereit; hier fanden die trauernden Frauen den Gefallenen wieder, in dem Ruf einer neuen jungen Mannschaft. Wer wollte hier noch von Tod und Untergang sprechen, da diese Helden vom 9. November so unmittelbar und wirksam unter uns stehen, ja, mit unseren eigenen Seelen verschmelzen! Und diese beglückende Begegnung und Vereinigung ist uns bei allen Toten gewährt, die uns nahe standen, bei den Gefallenen ebenso wie bei den Ahnen und Eltern, deren wir heute gedenken. Ja, wer wollte noch von Tod und Untergang sprechen, wenn wir den Namen unseres Toten ausrufen und uns eine überwältigende Antwort entgegen-schallt! Aus den Liedern und aus dem Lachen der Jugend, aus den Äckern und Blumen, die von den Toten gehegt und opferbereit geschützt wurden, allenthalben aus deutschem Land tönt uns dieser erlösende Ruf entgegen: „Hier!“ Diesem geheimnisvollen Ruf gilt es nachzulauschen. Dabei erfahren wir, daß dieser Antwortruf nur von jenen Toten her erklingt, die bereits im Leben über ihr eigenes vergänglich-dasein hinausgestrebt haben, die nicht sich selbst geliebt haben, nicht dem Raffen und der Gier nach Genuß, sondern die in Treue und Bereitschaft dem Ganzen dienten, sei es auch nur an unscheinbarer Stelle.

Wer treu gelebt hat, den Gesetzen der Gemeinschaft getreu, der er diene und an der er wirke, sei es als Soldat, als Mutter, als Arbeiter oder als verantwortungsvoller Führer, wer so dem Leben stets widersteht, der kehrt ja im Leben stets wieder, in seinen Kindern und im Blüten seiner Äcker, in der Macht und im Besitz seines Volkes. Wenn wir seinen Namen über das Land rufen, so klingt uns dieses vielfältige Echo entgegen: „Hier!“

Ganz nah sind uns die Toten dann, wir begegnen ihnen in allem Lebendigen, nicht nur in ihren eigenen Kindern, sondern selbst noch in der Schönheit deutschen Landes, die sich ja nur so herrlich entfalten kann, weil die Toten das Land bebüteten. Ja, sie schenken uns das Brot, das wir essen, die Soldaten, die in vielen Kriegen, den Acker bebüteten, gefallen sind, und selbst noch jene Ähnen, die vor vielen hundert Jahren das Land gerodet und zum erstenmal gepflügt haben.

Näher noch sind uns die Toten, die wir geliebt haben, aber nicht die bloße Erinnerung läßt uns diese Nähe gewinnen, nicht etwa die Pflege des Andenkens oder das stetige, klagende Rückwärtigen, im Gegenteil, wir empfinden dann nur um so schmerzlicher den Verlust und verstricken uns in Anklagen. Nein, wir wollen in anderer Weise den Toten die Treue halten, so nämlich, wie sie es von uns erwarten. Sie wollen ja nicht, daß ihr Tod nur beweint und gepriesen werde, sondern daß wir ihn gleichsam ungeschehen machen dadurch, daß wir ihren Weg, den sie selbst nicht mehr gehen dürfen, nun weitergehen und vollenden. Ist es nicht immer wieder uns allen so ergangen, daß wir bei der Nachricht vom Tode eines uns liebenden Menschen, zumal eines Soldaten, in dem Bewußtsein erschauern, daß wir nun auch dieses andere, so vorzeitig abgerissene Leben weiterzuführen hätten, gleichsam also nun doppelt zu leben hätten, mit Wesen und Beglückung des Toten ganz verschmelzend? Was er war und was er sein wollte, ist nun uns auferlegt, wie eine Schuld, über die wir ihm Rechenschaft abzulegen haben. So gewinnt der Tote allein schon in unserem Herzen ein neues, tätiges Leben, mit heiligem Anspruch mahnd und wachend; er selber hat treu gelebt, und so bleibt er beständig unter uns, ja, in unheimlicher Gegenwart sogar in uns.

„Er soll mit mir zufrieden sein“, schrieb mir einmal die Frau eines Gefallenen. Sie hatte die würdevolle Gegenwart des Toten erfahren, sie hatte begriffen, daß die Soldaten wohl fallen, aber niemals sterben können. Ihre Trauer war darum nicht geringer geworden, aber die wilde, verneinende Anklage hatte sich in Versöhnung gewandelt. Ihr fester Schritt, ihr wieder-gewonnener froher Sinn sollte auch ihm froh und glücklich machen, der in weiter Ferne begraben liegt.

Die Toten vom 9. November haben uns das schon in einer Zeit gelehrt, da wir noch nicht die Macht in Deutschland errungen hatten. Sie hatten wahrlich treu gelebt, gläubig und treu gegenüber einer verraten und verpönten Sache, und deshalb werden sie nie vorgegangen sein. Wer wollte behaupten, daß jene Sechzehn der Feldherrnhalle nicht mehr leben! Solange wir marschieren, sind sie unter uns. Und das ist das höchste Glück, das ein Mensch erreichen kann, daß er nämlich über seinen Tod hinaus wirkt und sich ewig macht durch die Teilhaberschaft am ewigen Leben des Volkes. Danach wollen wir heute streben, daß unserm Leben die Dauer zu verleihen, damit auch wir in den Herzen späterer Generationen noch lebendig sind in den Werken, die unsere Hand errichtet hat. Das sei unser Dank an die Toten: was sie wollten, sei auch unser Wille, was sie begonnen, sei auch unser Beginn, und dem sie dienten, wollen auch wir dienen. Das allein ist der Dank, der ihrer würdig ist.

Kampf ums Leben /

Von Michael Molander

Hoch klingt das Lied vom braven Mann! Nicht von der Tat des einzelnen, sondern in einem gewaltigen, vieltausendstimmigen Chor braust es durch unsere harte Zeit. Es dringt in Berichten von der Front zu uns und schallt in vielfachem Echo aus der Heimat, die durch den Wahnsinn unserer Feinde auch Front geworden ist. Hier sind es nicht nur Männer, sondern auch Frauen und sogar Kinder, die sich durch Mut, Opferbereitschaft und Tat des Hohenliedes würdig erweisen. Und doch bleiben die Lieder zu ihrem Lobe ungesungen, denn es sind heutzutage so viele der Braven, daß Generationen von Dichtern nicht ausreichen würden, alle diese Taten zu beschreiben. So werden uns die meisten Kämpferschicksale unbekannt bleiben. Doch wenn wir an den Wiederaufbau unserer zerstörten Städte gehen werden, wissen wir: hier haben nicht nur Menschen gekämpft und gestritten um das, was der Feind mit seinem Terror vernichten wollte: um das Leben!

Die Luft erzittert vom Brummen der stählernen Vampire, die Flak bellt wie rasend und mit dumpfem Gröllen krepieren die ersten Bomben. Von fürsorglichen Händen gestützt, wird eine junge Frau, die ihrer schweren Stunde entgegensteht, in den Luftschutzkeller des Mietshauses gebracht. Durch Angst und Aufregung ausgelöst, haben plötzlich die Wehen eingesetzt, viel früher als erwartet. Man bettet die vor Schmerzen Stöhnende so gut es geht auf eine Krankentragmatte. Bald wird den um die Schwanzere sich bemühenden Frauen die Gewißheit, daß die Geburt unmittelbar bevorsteht. Der in der Nähe erfolgte Einschlag einer schweren Sprengbombe überdient für einige Augenblicke die hemmungslosen Schreie der Kreißenden. Das elektrische Licht ist erloschen, aufblitzende Taschenlampen werfen ihre dünnen

Strahlen in angstvolle und besorgte Gesichter. Mit zitternden Händen werden Kerzen angezündet, ihr milder Schein beruhigt ein wenig die in einer Ecke abgesonderten Kinder. Jemand bringt die Nachricht, daß alle benachbarten Häuser brannten, jedoch die Frauen hören kaum darauf, denn die Gebärende droht zu verbluten, das Kind will nicht kommen, und sie wissen nicht wie sie helfen sollen. Ein Arzt! Im obersten Haus wohnt ein Doktor. Ein Pfund, von dem Geschehen im Keller und draußen gleichmaßen erfüllt und erregt, macht sich ungeachtet der Bitten seiner besorgten Mutter, auf den gefährlichen Weg, um den Doktor, koste es was es wolle, herzubringen.

Erneute heftige Detonationen scheinen der verängstigten Mutter recht zu geben, doch man trübtet sie mit der Überzeugung, daß der Junge bestimmt schon das Doktorhaus erreicht habe, bevor die neue Bombenwelle niederkam. Gleichzeitig muß man aber mitgeben, daß es gegenwärtig für die beiden unmöglich ist, hierher zu gelangen.

Es ist, als hätten die heißen Wünsche der hilflosen Frauen für die zwischen Leben und Tod schwebende Mitschwester die Bet-tung herbeigeholt, als plötzlich der Doktor, von dem Geschehen im Keller und draußen gleichmaßen erfüllt und erregt, macht sich ungeachtet der Bitten seiner besorgten Mutter, auf den gefährlichen Weg, um den Doktor, koste es was es wolle, herzubringen.

„Und so breitete er sich aus, und sein Bett ward weich und stein-arm und eine grüne Dämmerung herrschte in ihm. Er gab von seiner Tiefe ab, von der lebendigen Geistigkeit seines Wassers, wenn er sich grau und blau seinen Weg erschloß und erragt brauste. Er vergaß sein Temperament, der gemächlich Fließende, die schwarzen Moorflüche Schlüpfende. Er mästete sich mit Feuchtigkeit, die die Luft nicht verließ und die großen Doterblumen aufzog, gelben Rahmentag und Klappertopf. An seinen Rändern schlang das Grün jetzt wieder wie tanz früher und wußte zu überwallen. Es wucherte mit scharfen, schwertigen Blättern und prächtigen Kolben, die sich in der nassen Sonne bogen.“

So verlor er sich. So gab er sich auf. Er war alledem nicht gewachsen, nicht der Fruchtbarkeit dieses Landes, die Leben aus duftenden Böden, Plantagen und gemäuselten Gärten trieb. Seine Wege verließen sich, unmerklich fast nahm ihn schließlich der Fluß auf, ein Größeres, der die Gefahren bestand, der sich bündelte, der Zugerichte und der Gewalttätige, der die Dörfer bildete und auf dem die Schiffe tanzen: der Strom.

Aber war dies des Flusses Bild, so meine ich noch ein anderes, einfältigeres, das in-niger zu ihm gehört und ewiger auch viel-eicht. Eines, das sich überall zeigt für den, der es zu erschauen versteht. Es ist an kein Alter gebunden. Fließfallig ist es. Zu diesem Bilde gehören die Sandbänke und fachen Flußinseln, auf denen Fahnen meterhohen Grases wehen, gehören der Schrei des Reihers, das Klatschen der Wasser-röhre im Rohr, das unter den Pflöden bricht, wenn die duftende Stille des Mit-tags trägt über dem spiegelnden Fluß liegt und die Geräusche im Ohr leiser werden und sich entfernen zu einem untrüblichen Sonnen und Sausen. Die Gestalten der Fischer und Jäger und Flußbauern tauchen in ihm auf, mit Tauchen und Netzen und Angelhaken, blinkenden Secheln und schattenden Strohdächern, mit ihren Kürbis-fischen und Schwarzrotfälschen.

Erinnerungen an rote, durchschwitzte Nachmittage kommen darin vor. Fisch-schuppen glitzerten im Sand. Kahnfahrer schossen vorbei. Ein Vogelweib verdrub in den Blüten. Langsam und träumerisch zog man die Luft ein, die einen zuträufeln konnte. Eine leichte Brise rauschte kaum hörbar durch die Müdigkeit und kühlte das Blut in den Gelenken. Von Insekten zer-stochen erhob man sich, jagte Ringelnestern

von den Kellern, der trotz der Mannigfaltigkeit der hier vernommenen Laute für eine neuartige ist: ein junger Erdenbürger begrüßt, Tod und Leben zum Trotz, laut und herrlich das Leben!

Als der Doktor nun der jungen Mutter Hilfe und Rettung bringen will, kommt von draußen die Schreckensbotschaft, daß auch das Haus, in welchem der Arzt wohnt, in Flammen stehe. Einen Augenblick zögert die Hände über der Instrumententasche, der sie soeben etwas entnehmen wollen. Doch es sind nur wenige Sekunden, dann wendet sich der Doktor zu dem hinter ihm stehenden Pimpfen. „Kümmere dich um meine Frau, mein Junge“, sagt er leise, „und wenn noch etwas zu retten ist, soll man versuchen, den kleinen weiden Instrumentensack in meinem Sprechzimmer zu bergen.“ Während sich der Junge wieder auf den unterirdischen Weg macht, bestatet der Arzt seinen zweiten sehreren Kampf um ein Menschenleben.

Als die Schreie der Menschen aus den Kellern rufen, begleitet der Doktor den kleinen Zug, der sich einem der vom Feuer verschont gebliebenen Nachbarhäuser zu-bewehrt: auf der Trage die junge Mutter, gefolgt von einer Frau mit einem Bündel auf dem Arm.

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen!“ denkt der Doktor mit einem wehmütigen Lächeln, ohne seiner Vorliebe für das Ziti-erter durch lautes Sprechen des Schiller-wortes nachzugeben. Vor seinem Hause, das bis auf das Erdgeschloß in Rauch und Flammen steht, begrüßt ihn, mitten auf der funkelendurprübten Straße stehend, ein weißes, glasglänzendes Gestell: sein Instrumentensack! Und oben darauf steht das kleine Aquarium, welches seinen Platz auf dem Schreibtisch gehabt hatte. Wahr-scheinlich war es dem Pimpfen als das Wertvollste und Rettenswerteste erschienen.

und fuhr sich geheimnisvoll erregt über die knisternde Haut. Nachts riefen einander die Nachtigallen von Ufer zu Ufer zu Schiffern brummen. Männer hockten im Kreis und bristen Barben, lachten und fluchten und schlugen sich auf die Schenkel. Korn roch weithin und mischte sich im unsichtbaren Wind mit dem Geschmack von wilden Rosen und Nußlaub. - Un-vergessenes Bad im Fluß, wenn man nackt zwischen Wasserpest und Fischlöcher trieb, den Morgenstern überm Scheitel und von Nebelstreifen umzogen.

Vergangene Zeit der Knabenjahre! Immer war er mir nahe, der Fluß. Winde um-fuhren ihn, Donner schlug auf ihn ein. Regen mangelte sich sichtlich mit ihm. Winters kramte das Eis und glitt die Schlitt-schuh über ihn hin. Stets blieb er sich gleich. Immer aber war er überraschend neu für mich. So lernte ich sein anderes Bild lieben, das Großartige seines ein-fachen Daseins.

Meine Hoffnung bleibt trotz allem fest, und wie gewaltig auch die Zahl meiner Feinde sein mag, ich vertraue auf meine gute Sache, auf die bewunderungswürdige Tapferkeit meiner Truppen und auf den redlichen Willen, der uns alle besetzt. Die Feindkraft besteht im Widerstand gegen das Unglück; nur Bestehende entwürden sich unter das Joch, schenken gedehnte die Ketten und ertragen nicht die Tri-ückdrückung.

Kraft bitten, so weist es uns auf jene hin, die einmal groß in unserem Volke standen. Sie sind nicht tot, das spüren wir in solcher Stunde. Sie sind darum nicht tot, weil ihr Glaube, ihr Mut, ihr Wille größer waren als alles, was gegen sie stand, größer auch als das Sterben.

Und so sprechen sie heute noch zu uns, und Gott spricht durch sie. Denn da er als Deutsche uns erwarnt heißt zu diesem Leben, so erfüllen wir sein Gebot, wenn wir danach streben, zu denken und zu handeln wie es den besten Deutschen gelang.

Lebenskraft

Von Heinz Wienecke

Die fröhliche Uch nannten sie sie in Dorf, als die gerade erst mit ihren kleinen Beinchen vor dem Haus des Schmieds brum-melbette. Die fröhliche Uch lachte im jauchzenden Kinderlachen, wenn die Eltern dem Schmiedvater Gerät und Wagen brachten zum Herrichten, wenn die Jung-knechte auf den Pferden dabeigeritten ha-mten zum Beschlag, die fröhliche Uch lachte all und jedem vergnügt entgegen.

Sie hatten damals noch den alten Krum-beer als Schulmeister. Das war einer von der Sorte, die ein echtes Lachen nicht von einem falschen scheiden können, denn da-rum alles wider ihr, was die Zähne zeit und fröhlich ist. Aber als die kleine Uch unter sein Regiment kam, da stellte sie heraus, daß selbst der alte Krumber ihre Lachens nicht Herr werden konnte; denn die kleine Uch konnte auch auf andere Art ihre Zähne zeigen, eine rechte Schmiedstochter. - Und gegen was sind die Krumberes allesamt recht duckeris. Und wie jauchzte die kleine Uch, in demals der Vater in den Krieg zog: in stolzer Krieger, der die fröhliche Uch zu seinen starken Armen den Weg zum Tod hinausstrug. Den Weg, den er nie mehr-zurückkehren sollte. Auch dann, als sie die Kunde brachten, daß er bei Langemarck geblieben wäre, auch dann schwand die fröhliche Lachen nicht aus dem Gesicht der kleinen Uch; woher auch sollte sie in ihrem kindlichen Unverständnis die Schwere des Geschickes erfassen, sagten die Leute.

So wuchs sie heran. Und blieb, was sie von Anbeginn war: ein fröhliches Men-schlein, recht dazu geschaffen, anderer Sorge durch ein gutes Lachen und ein fröhliche Wort verschonen zu helfen. So half sie unversehens der Mutter über manch schwe-eres Jahr hinweg, so half sie dem ältesten Bruder, durch alle Not der Zeit die väte-rliche Schmiede zu halten - half allein sehr über ihr Sein und ihr sonntags Lachen.

Als sie den jungen Lehrer nahm, eine von den Stillen im Lande, der aus des alten Krumberes dürre Schulweide einen stillen Kraben machte, um dem sich die Kin-der mit rechter Freude tummelten, be-nickten die Leute im Dorf vergnügt vor sich hin: das war ein richtiges Paar, fandte sie, und das würde dem alten Schulhaus wohl gut tun. Und die fröhliche Uch tat es überiges und streute manche bunte Blume auf den Schulrasen, daß die Kinder dort-garn zum Unterricht kamen, wo bisweilen die fröhliche Uch auftauchte und die schönsten Märchen und Geschichten zu-erzählen wußte.

Und wieder kam der Tag, da sie den We-zim, Dorf hinaus mit einem Krieger zog. Gewiß, sie leuchtete nicht, wie es damals die kleine Uch auf des Vaters Armen tat. Aber ein leuchtendes Lächeln war auch jetzt in ihrem Gesicht, als sie den Arm zum letztenmal um den geliebten Mann schlang. „Das ist das schönste Ge-schenk, das du mir mitgibst, Frau: daß du jetzt nicht weinst, sondern fröhlich bist wie immer!“, sagte der Mann zum Abschied.

Uch aber strich ihm noch einmal mit be-der Hand die Haare aus der Stirn und meinte sinnend:

„In guten Tagen lachen, das ist nicht an-derlich schwer. Aber ein echtes Herz muß auch in schweren Stunden fröhlich dem Morgen entgegenlachen.“

Und es ist keiner im Dorf, der einen Tag nennen könnte, an dem er die fröhliche Uch anders als froh und heiter gesehen hätte. Nur die Alten spüren vielleicht, daß die Lachen der Uch stiller und vernommener geworden ist.

Die Rebelle hat ihr seit langem das An-des Mannes übertragen, weil man sich ihnen besser denken konnte, der es in seinem Sinne fortsetzte.

„So will ich das Amt für Dich verwalten, bis Du es wieder übernehmen kannst“, schrieb sie dem Mann am ersten Tag ihres Waiens. „Wie es so viele Frauen jetzt tun: Bäuerin und Städtlerin, am Platz der Männer.“

Daß sie es recht macht, die fröhliche Uch, daran ist kein Zweifel. Denn ein fröhliche Herz schafft fröhlichen Sinn. Und fröhlicher Sinn gibt Kraft. Die Kraft, immer nur geradeaus zu blicken vom Heute zu strahlenden Morgen!

Franz Servaes, der am Köln stand und lange in Berlin als Kunstbetrachter tätig war, lebt jetzt, über 80 Jahre alt, in Wien in seiner Tochter, der Schauspielerin Dagny Ser-vaes, immer noch in ungebrochener Schaffens-kraft. Dafür zeugen seine Lebenserinnerungen, denen er die letzte abschließende Form gab und die als lebendiges, getrautes Abbild Ber-lins zur Zeit des Naturalismus und des Weir-kings und Wiens besonders in den Jahre der Sezession bieten. Dafür zeugt aber auch ein Schauspiel, das er in Arbeit hat, ein Drama seiner rheinischen Heimat mit dem Titel „Die Mühsam“.

Der Dichter Gerhard Conrad, der als Lehrer in Halle wirkte und aus der Altmar-stadt, ist in dem Karpaten für das Vaterland gestorben. Seine Gedichtbände und ein So-natenkranz bezugen langes Naturgefühl und Beherrschung der Form.

Bild eines Flusses /

Von Karl Krolow

Breit kommt er geflossen, gelassenen Lau-fes. Die Krummungen und Stürze seiner Jugend hat er hinter sich, den Hinfall durch Mühlenwehre, an hartem, blitzendem Gestein vorüber, durch Enzianwiesen und Stellen, wo das Pfefferminzkraut weithin über sein Wasser roch, die Forellen spran-gen und ein Knabe Pfaffenholz an ihm aus-klöpfte.

Das alles ist nun vorbei, und er wuchs und wurde stark und spandete mancher-lich Leben. Wälder nahm er mit, in denen der Kuckuck schrie und die schweren Hügel geschlagen wurden, aus denen der Schuß von Flinten gehört wurde und die singenden Mücken kamen. Städte um-straute er, die ihre schweren Brücken über ihn warfen, Spitze Giebel und glatte Kup-peln spiegelten sich in ihm, wie die „brun-nenaden und zarte, gemaserte Fliesen. Ihre giftigen Wässer und chemischen Tinten führten sie ihm zu und verfarbten ihn vor-übergehend, ehe sich erneut die Sterne in ihm zeigten, der hohe Osten und der re- nende Wagen, der ewige Wechsel von Tag und Nacht ihm wohnt und das Jahr ihm mit den bunten Federn seiner Blumen und der Haut seiner Früchte umgibt.

Hügel schlangen ihm zur Seite, in die sterlich zwischen Gemütsäckern und Wein-gärten, braune, lehmige Wege geschnitten waren. An Felssassen drehte er vorbei. Letzten Widerstand setzte ihm das berge Land entgegen, ehe er in die Ebene floß, die ihn unabsehbar aufnahm. Strudel und lähe Unsteten machten ihn gefährlich. Heim-tückisch sogen sie die treibenden Pflanzen und ziehenden Baumstämme an sich und schiederten sie ins Schwarze.

Aber nun hatte er freien Lauf! Nun war weites Land um ihn mit hellen, fließenden Horizonten. Fettweiden dufteten lieblich und scharf der Torf. Springende Pferde waren da und geschecktes Hornvieh. Blanke, schurgraue Landstraßen zogen sich hin, auf die im September die Äpfel rollten und die Mirabellen der Bauerngärten. Unter-irdisch rieselte es ihm zu aus Mooren und nassen Wiesen. Das trockene Element war dahin wie die kalternden Moosbeeren-hecken und die staubigen Winde, die sich von den Höhen stürzten und gewirrt waren wie das Berggras. Der Äther blieb aus, der wie Böhmerglanz glänzte und den erst der erste Blitz des aufkommenden Unwetters zu glänzenden Scherben zerriß.

Die Ebene atmete ihn nun ein mit brei-tem, tiefhaftem Atem, der wie von weit herkam. Gewähren ließ sie ihn, geduldig vernichtet haben. - darf er nun blühend und klagen und nichts mehr tun wollen? Nein, er soll hinstreten vor seinen Gott und ihm um das bitten, was allein ihm helfen kann, diesen Schlag zu vermeiden, er soll bitten um die Kraft, die ihn wieder aufricht-ig, die ihm wieder Licht in die Augen. Trotz-ig die Flüste gibt und den Mut, es noch einmal zu wagen. Es mag einer alles ge-geben haben für Menschen, die ihm wert waren und die er liebt, und nun enttäuscht ihn einer und betrog ihn - darf sich sein Herz nun versteinern, darf er die Treue ver-lachen und das Edle nicht mehr wahrhaben wollen? Nein, er soll hinstreten vor seinen Gott und ihm um das bitten, was ihm allein noch helfen kann, er soll ihm bitten um die Kraft, die ihm zu zeigen gewährt, daß die Treue stärker ist als der Verrat, daß der Glaube den Zweifel besiegt, daß der Mut zwingender ist als die Not. Hat er nicht alles erkannt, was ihm drohte? Hat er nicht trotz-dem den Weg gezeigt und den Kampf?

Wir haben Kameraden gesucht, die in der Not noch leben können, die im Sterben an den Sieg noch glauben. Und es starben viele, und die glauben an den Sieg, weil sie an uns glauben. Da wir uns dessen erinnern, sind wir stärker schon, da wir uns daran erinnern, ist uns der Weg schon gewiesen. Es gilt für uns alle der Befehl, neu nach Menschen zu suchen, die an uns glauben, ihret- und unerschrocken. Wie der Bauer seine Pflanz wieder führt, so muß auch unsere Liebe wieder tätig sein und unsere Treue. Nicht nach denen wollen wir uns richt-nen, die kleiner sind als wir, sondern nach denen, die uns ein Vorbild geben.

Wir sind Deutsche, und wenn wir um

und großmütig. - Und so breitete er sich aus, und sein Bett ward weich und stein-arm und eine grüne Dämmerung herrschte in ihm. Er gab von seiner Tiefe ab, von der lebendigen Geistigkeit seines Wassers, wenn er sich grau und blau seinen Weg erschloß und erragt brauste. Er vergaß sein Temperament, der gemächlich Fließende, die schwarzen Moorflüche Schlüpfende. Er mästete sich mit Feuchtigkeit, die die Luft nicht verließ und die großen Doterblumen aufzog, gelben Rahmentag und Klappertopf. An seinen Rändern schlang das Grün jetzt wieder wie tanz früher und wußte zu überwallen. Es wucherte mit scharfen, schwertigen Blättern und prächtigen Kolben, die sich in der nassen Sonne bogen.“

So verlor er sich. So gab er sich auf. Er war alledem nicht gewachsen, nicht der Fruchtbarkeit dieses Landes, die Leben aus duftenden Böden, Plantagen und gemäuselten Gärten trieb. Seine Wege verließen sich, unmerklich fast nahm ihn schließlich der Fluß auf, ein Größeres, der die Gefahren bestand, der sich bündelte, der Zugerichte und der Gewalttätige, der die Dörfer bildete und auf dem die Schiffe tanzen: der Strom.

Aber war dies des Flusses Bild, so meine ich noch ein anderes, einfältigeres, das in-niger zu ihm gehört und ewiger auch viel-eicht. Eines, das sich überall zeigt für den, der es zu erschauen versteht. Es ist an kein Alter gebunden. Fließfallig ist es. Zu diesem Bilde gehören die Sandbänke und fachen Flußinseln, auf denen Fahnen meterhohen Grases wehen, gehören der Schrei des Reihers, das Klatschen der Wasser-röhre im Rohr, das unter den Pflöden bricht, wenn die duftende Stille des Mit-tags trägt über dem spiegelnden Fluß liegt und die Geräusche im Ohr leiser werden und sich entfernen zu einem untrüblichen Sonnen und Sausen. Die Gestalten der Fischer und Jäger und Flußbauern tauchen in ihm auf, mit Tauchen und Netzen und Angelhaken, blinkenden Secheln und schattenden Strohdächern, mit ihren Kürbis-fischen und Schwarzrotfälschen.

Erinnerungen an rote, durchschwitzte Nachmittage kommen darin vor. Fisch-schuppen glitzerten im Sand. Kahnfahrer schossen vorbei. Ein Vogelweib verdrub in den Blüten. Langsam und träumerisch zog man die Luft ein, die einen zuträufeln konnte. Eine leichte Brise rauschte kaum hörbar durch die Müdigkeit und kühlte das Blut in den Gelenken. Von Insekten zer-stochen erhob man sich, jagte Ringelnestern

Kraft bitten, so weist es uns auf jene hin, die einmal groß in unserem Volke standen. Sie sind nicht tot, das spüren wir in solcher Stunde. Sie sind darum nicht tot, weil ihr Glaube, ihr Mut, ihr Wille größer waren als alles, was gegen sie stand, größer auch als das Sterben.

Und so sprechen sie heute noch zu uns, und Gott spricht durch sie. Denn da er als Deutsche uns erwarnt heißt zu diesem Leben, so erfüllen wir sein Gebot, wenn wir danach streben, zu denken und zu handeln wie es den besten Deutschen gelang.



Der Reichsführer verlas gestern bei in München folgendes Führers zum 9. Nationalsozialistischer Kampfbund

Die Erfordernisse der Kampfbund haben mich rufungsform zum 9. sten freien Sonntag so gestattet mir die hier nicht, es zur zu verlassen. Die meine Aufgabe bei Halten von Reden herleitend und D nahmen, die sum Durchschlagen d sind. Denn genau Krise des Jahres jetzt nur ein einz-schender Gedanke aussetzen für den

Und so wie dam-ten Kameraden kannte, daß der S war, so muß und Ringen unseres V sein am Ende der kämpfenden Fron-heldenhaft ringen

Leben muß fü-werden: Ich habe früher wie notwendig es

Aufga

So standen wir k-nennals, daß nu-zeres Volkes a-tern es auf die den Kampf um d-rieh aufzunehmen Abwendung von de-kritischen Völkerr-schwettischen Völl-er Volk noch ein-natürlichen Lebens-die Voraussetzunge-Lebensbehauptung stellen. Im Sinne-nationalsozialistich-Kampf eingetreten-setzung mußte aller-terische als auch d-stant zur Bedestun-

Was den damaligen-fessionen oder polit-scheinbares Ideal v-ur, die die Reprk-Systeme der deutsc-damit Ohnmacht w-Parteien, die Gr-Organisationen, die Konfessionen als-sieder der inneren-und im äußeren d-berstehende de-Weit als Hauptziele-Ohnmacht. Der Ha-er unserer inneren-der Bewegung selde-Ge ganzen Jahr-nach der Macht. E-Allen Schikanen u-ferren das System d-zeitlich ermordete I-Zehntausende an V-der Marsch zur Fu-ßner Aggression. Machtübernahme ha-ß erst recht nicht g-Buß verstärkt. Bloß-ßk ihres Vorgehens-gepaßt.

Als letzte inspi-Kraft aber hat die

Advertisement for 'P. -Heitzahl auf den Paketen ganz groß.' The ad features a large illustration of a cigarette pack with the brand name 'DELL' and a portrait of a man. Text includes: '4-5 cm groß und so deutlich soll sie sein, wie hier abgebildet.' and 'In den Packkammern und auf den Bohntreibern muß die Heitzahl auch nachts und bei schlechtem Licht gut lesbar sein, wenn das Paket schnell ankommen soll.' Below the illustration, it says: 'Der Absatz ist so groß und auf Paketen in unterschiedl. Größen und verschiedenen gelbten Form der Heitzahl zu verwenden.'